

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 8 (1932)
Heft: 27

Artikel: Späte Heimkehr aus dem Weltkrieg
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-756405>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



20. September 1915: Oskar Daubmann, 19jährig, im Kreise seiner Kameraden, mit denen er zusammen einrückte. Dieses Bild schickte er den Eltern aus dem Feld und schrieb dazu, er sei immer noch gesund und munter.

16. Juni 1932: Oskar Daubmann, 36jährig, nach 16jähriger Gefangenschaft gelassen und heimgekehrt. Besser als alle Worte zeigt ein Vergleich zwischen den beiden Gesichtern, — den jungen von 1915 und dem gebrochenen von 1932, — wie furchtbarer Mensch durchlitten mußte.

Aufnahme Sodel

Bild rechts: Das verblühte, von vielen Leiden und Einsamkeit ganz ausgehöhlte Gesicht des Heimkehrers wird in kurzen Momenten plötzlich wieder kühnhaft jung und unbefangenen, wenn es gelingt, ihn zum Erzählen einer Jugenderinnerung zu bewegen. Aufn. Sodel



Aufnahme Sodel

Bild rechts: Ein Jugendfreund, der mit Daubmann zusammen die Schule besucht hat und mit ihm zusammen eingerückt ist, kommt ihn besuchen. In seiner Anwesenheit raut der Workage und Mißraude auf und der schwere Druck, der auf seinem ganzen Wesen liegt, lockert sich ein wenig.



Ganz Süddeutschland geriet in Aufregung, als der Todesschein heimkehrte. Seine Heimatstadt Endingen bereite ihm einen Empfang, an dem Tausende teilnahmen. Daubmann selbst, Nerven heimkehrte, war den großen Erregungen noch nicht brach ohnmächtig zusammen, als er seine Mutter sah.

Späte Heimkehr aus dem Weltkrieg

Der Fall des deutschen Soldaten Oskar Daubmann, der, seit 16 Jahren als gefangen betrachtet, vor wenigen Wochen wieder in seiner Heimat, dem badischen Endingen, aufgetaucht ist, hat weite Kreise gezogen und wegen seiner eigenartigen Begleitumstände große Erregung hervorgerufen. Da über diesen abenteuerlichen Schicksal und über den wahren Hergang der Heimkehr bis jetzt noch nichts an die Öffentlichkeit gedrungen ist, haben wir zwei unserer Mitarbeiter, einen Photographen und einen Reporter, an Ort und Stelle gesandt und veröffentlichten aus erstmalig, nach der Erzählung Oskar Daubmann selbst, den Bericht des letzten Heimkehrers.



Sein Name stand mit vielen an deren 14 Jahre lang auf dem Ehrenmal für die Toten des Weltkrieges, welches die Stadt Endingen ihren gefallenen Söhnen errichtete.

«Ja, ich mach's fein kurz», sagte der Heimkehrer aus dem Jahre 1932, um wie auf einen hohen Stapel Briefe, «ich antwort schon allen, die wo mir schreibe, aber ich kann halt gar nix sagen». Er streckt uns ein mit Maschine vervielfältigtes Formular hin, auf dem er, Oskar Daubmann, für die Anfrage dankt, aber mittelt, daß er in der langen Zeit seiner Gefangenschaft keinen Deutschen zu Gesicht bekommen habe, da er mit niemandem hätte sprechen dürfen. Er könne infolgedessen auch nicht sagen, ob noch mehr deutsche Kriegsteilnehmer in französischer Gefangenschaft seien. Dann schob er alle Papiere beiseite und wendete uns sein zerstörtes, lehmfarbnes Gesicht zu, in dem es ununterbrochen zuckte und zitterte und dessen weit aufgerissene blaue Augen schreckhaft vor sich hinstarrten. Es ist etwas an dem Schicksal dieses Mannes, dessen Name seit Kriegsende auf der Gefallenen-Liste des Ehrenmals seines Heimatorts Endingen als Toter der Somme-Schlacht verzeichnet stand und der nun unspürlich von Italien herkommend wieder aufgetaucht ist, zerlumpt, todmüde, vollständig zusammengebrochen, — es ist etwas daran, das jeden ergreifen und erschüttern muß, der davon hört. Sei es die kollektive Seite seines Erlebens, tausende Mütter, deren Sohn nicht mehr heimkam, fangen nun plötzlich trübseligerweise wieder an zu hoffen — sei es die bittere grausame Romantik dessen, was diesem Einzelnen widerfahren ist: es läßt einen nicht zur Ruhe kommen. So waren wir von Zürich nach Freiburg gefahren, um aus seinem eigenen Mund den Bericht zu hören, hatten ihn in den stillen Krankenhausaufgängen, in denen er langsam wieder zu sich kommen soll, hatten uns die ärztliche Erlaubnis erkräftigt und saßen ihm nun im Garten gegenüber. Die berufliche Neugierde, die notwendigerweise jeden Journalisten begleiten muß, war ganz geschwunden, und nichts war geliebter, als Mitleid mit dem Gegenwärtigen und Grauen vor dem Vergangenen. — Ein 35jähriger Mensch

sitz vor uns, zermürbt weit über seine Jahre hinaus; in Wirklichkeit ist er aber wohl erst neunzehn, denn die dunklen letzten sechzehn Jahre zählen nicht mehr. Streicht man aus seinem Gesicht die schrecklichen Furchen der Zerknirschung und der Bitterkeit, dann hat man das gute Gesicht eines schwäbischen Bauernjungen vor sich. Er erzählt langsam, sucht mühsam die Worte, trachtet die Daten an den Fingern zu errechnen, aber *über* weiß er nur drei: 1914 brach der Krieg aus, am 20. September 1915 rückte er, noch nicht 19jährig, zur Infanterie ein; am 21. Oktober 1916 wird er in der Somme-Schlacht bei Grancourt durch einen Bajonettschlag verwundet, von Engländern gefangen genommen und in das Militärhospital von Amiens eingeliefert. Sein Jugendfreund Mattis hatte ihn an diesem Tage im Vorwärtsstreichen tief bewußlos auf der Erde liegen gesehen. Als er dann nicht heimkehrte, wurde er zunächst für verschollen und nach Friedensschluß und Gefangenenaustausch für gefallen erklärt. Seine Eltern, Kleinbauern in den Kaiserstuhlischen Endingen, wussten um den einzigen Sohn. — Im Lazarett lag er, unter lauter Franzosen und Engländern, bis ca. Juni 1917; er weiß noch, daß es schon heiße Tage waren, als seine Wunde sich schloß. «Ich hab mit keinem Menschen rede können, die ganze Zeit nix», erzählt er. «Sie have mich behandelt wie ein Feind, und das ist ja auch ganz recht gewesen». Sie sind Feinde, es ist Krieg, alles ist erlaubt, — so folgte der Bauernjunge, dessen erster Ausflucht in die Welt mit einem Bauschiff gendert hatte. In der Nacht bevor er, genesen, im Gefangenlager überführt werden sollte, versuchte er zu fliehen. «Nur heeme will ich, hab ich mir gedacht, sonst gar nix». In seinem Krankenkittel schwingt er sich durch das Klosterfenster, stürzt in den Hof, läuft was er kann; hat aber ganz vergessen, daß er seiner Verwundung auch einen Granatsplitter in den Fuß abbekommen hat; der Wachtposten, der ihn stürzen gehört hat, erreicht ihn bald. Aber er, der «heeme, nur heeme will und für den Menschenschicksal ein Jahr lang oberste Pflicht war, reist eine Latte vom nächsten Zaun und haut sie der Wache über den Kopf. Dann weiß er nichts mehr, er sieht rot vor den Augen und schlägt um sich, bis ihn die herbeigeeilten Soldaten festnehmen und in die Zelle bringen, die er erst verläßt, um vor das Kriegsgericht geführt zu werden. «So a Gericht hab ich noch net gehn und hab gar net gewußt, wie man werden. «A Dolmetscher ist da gewesen und der hat mir immer gesterkt, was die anderen geschwätzt habe. Zwanzig Jahre Zuchthaus soll ich kriegen, hat der Staatsanwalt gesagt. Aber da hab ich nur misse lache, denn ich hab gemeint: wenn der Krieg aus ist und wir gesiegt habe, dann müsse sie mich ja doch frei wieder heeme schicken». Man kann sich so gut vorstellen, wie das gewesen ist: er ist da, vor diesen ehrenpflichtigen französischen Offizieren, die das Kriegsgericht bilden, wie ein junger Bär herumgepöhlert, siegesgewiß, — denn er wußte ja von der inzwischen veränderten Situation nichts, — und hat dadurch seine Lage so verschlechtert wie nur möglich; sonst wäre das furchtbare Urteil: 20 Jahre Zuchthaus für einen ohne Vorstrafe, in ausgesprochenen Notstand begangenen Todschlag, kaum möglich gewesen. Als man ihn zum Urteil überreicht, muß er nochmals lachen und zitiert den Götz. «Wartet nur a paar Monat, bis der Krieg aus ist». Aber es kommt ganz anders für Oskar Daubmann. Er wird zunächst nach Avignon gebracht, dann nach Marseille und von dort nach Constantine in Nordafrika. Man sagt ihm nicht, wohin es geht, lange Zeit weiß er nicht, in welchem Erdteil er im Zuchthaus sitzt. Und nun verbringt er sechzehn Jahre in Einzelhaft, in einer schmalen Zelle, stopft Strümpfe, näht Hosen für die Soldaten der Fremdenlegion, flücht Uniformröcke. Die Wärter sind Eingeborene, — «so schokoladebraune Kerle», beschreibt er sie —, die nicht einmal französisch können; von seinen Mitgefangenen bekommt er keinen zu sehen. Kein Arzt, kein Geistlicher kommt zu ihm in diesen sechzehn Jahren. «Zu esse habe sie mir genug gegeben und jede Tag a Viertel Liter Wein, aber bei Mensch, bei Mensch». Die Zeit verdimmt ihm; im Anfang versucht er noch, die Herrschaft über sie zu behalten; er ritzt für jeden Tag eine Linie in die Wand der Zelle, notiert sich Wochen und Monate. Dann wird das entdeckt, er bekommt zur Strafe eine Woche Haftverschärfung, und läßt nun alles fahren; die Zeit, die Erinnerung, die Sprache, fast auch das Bewußtsein. Viele Jahre weiß er nicht, daß der Krieg schon längst zu Ende ist, denn er kann sich nicht vorstellen, daß man ihn nach Friedensschluß nicht mit den anderen Gefangenen ausliefern würde, — seine Tat war doch eine Kriegstat, kein Zivilverbrechen. Er weiß nicht, daß Deutschland besiegt worden ist, nicht, daß der Kaiser fort ist, «a Tier bin ich gewesen», sagt er und nicht zur Befriedigung. Einmal äußert er den Wunsch, nach Hause schreiben zu dürfen, — er wird ihm abgeschlagen. Er ist lebendig begraben. Dann, nach einer großen dunklen Masse Zeit in Wirklichkeit waren es fünfzehn Jahre, bekommt er Gelegenheit zum Handeln. Mitte Dezember 1931 wird er zum erstenmal zu einer Arbeit im Freien verwendet, zum Straßenbau. Man traut es dem übermüdeten, zusammengebrochenen Mann nicht zu, der da vor uns sitzt; er bracht die Energie auf, seine Chance auszunutzen und kurz vor Feierabend zu fliehen. Unterwegs stiehlt er ein Pferd und einen Mantel, reitet das Pferd kaputt, die ganze Nacht lang und am nächsten Morgen ist er schon weit, mitten im nordafrikanischen Busch. Mühselig schlägt er sich nun durch, meidet alle menschlichen Behausungen, ist, was ihm unter die Hände kommt, und wenn es Gras ist; ein wenig bitteres Wasser holt er sich aus den dickfleischigen Blättern der Kakteen. Vierzehn Monate braucht er bis in Tunis. In Tunis bleibt er neun Tage im Hafen verstockt, fürchtet die Franzosen, hält Ausschau nach einem Schiff. Ein österreichischer Vagabund, der ihn in seinem Versteck entdeckt, «a lieber Kerl», bringt ihm Brot und Essen aus einer europäischen Küche und klärt ihn über die Welt ereignisse auf, aber ihn interessiert nichts mehr, «die Menschen sind mir alle wurstlos», sagt er und blickt uns feindselig an. Schließlich nimmt ihn ein italienisches Schiff auf. Als wir arglos nach dem Namen des Schiffes fragen, wird der stille Mensch wild. «Des sag ich nit und nit und nit», ruft er, «und auch dem Herrn Kriminalkommissar aus Berlin nit, der es hat wisse wollen». Seine ganze Liebe gehört dem Kapitän des Schiffes, der ihn, den Flüchtling, aufgenommen hat, und den italienischen Matrosen, die eine Sammlung veranlassen haben und ihm Kleider und Essen geben. Sie bringen ihn bis nach Palermo; von dort schlägt er sich durch überall freundlich aufgenommen, bis Reggio in Calabrien, bleibt fieberkrank liegen und fährt dann nach Neapel. Hier ist ein deutsches Konsulat, man prüft seine Identität, telegraphiert an die Eltern und an die Heimatgemeinde, gibt ihm einen Begleiter bis Chiuso. Er kommt in die Heimat und wird von einer tausendköpfigen Menschenmenge im Triumph und mit großen Festlichkeiten empfangen. Als er die Mutter am Bahnhof sieht, wird er ohnmächtig und auch später bricht er bei jeder Aufregung zusammen. Ganz Süddeutschland ist in Aufregung, aus Berlin kommt ein Regierungsbeamter, um seine Aussagen festzuhalten, damit nachgefordert werden kann, ob noch mehr Deutsche aus dem Krieg her in französischer Gefangenschaft sind, — eine späte Welle aus dem großen Meer des Krieges spült wieder über das Land. Aber nicht neuer Flak kann das Fatale sein. Was uns drüben entsetzliche Einzelfall von neuem beweist, sagt der Arzt des Krankenhauses, der Daubmann in Behandlung hat und der ihm durch sein Geraden einen Versorgungsanspruch verschaffen soll, «kann nur dies sein; zwischen Deutschland und Frankreich darf es nie mehr Krieg geben. Zu viel Qual, zu viel Bitterkeit haben sich aufgehäuft, — es wäre unser aller sicherer Ende. Finis Germaniae, meine Herrschaften, und wohl auch finis Europae». Dieses Wort und das zerstörte Gesicht des letzten Heimkehrers geistern bei unserer Heimfahrt durch das schöne Schwarzwald-Land. Es kann und darf ein solches Ende nicht geben.

laube plötzlich roffen festlichen mit kranken erwachsen und fahnen Mühsauer

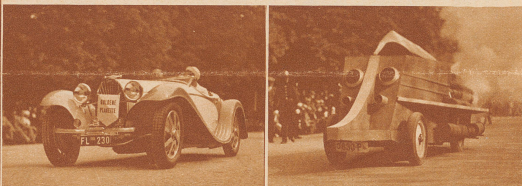
Daubmanns Elternhaus in Endingen und seine alte Eltern, die zuerst an ihr Glück, gar nicht glauben wollten

1. Zürcher Autoschau

Aufnahmen Mettler und Staub

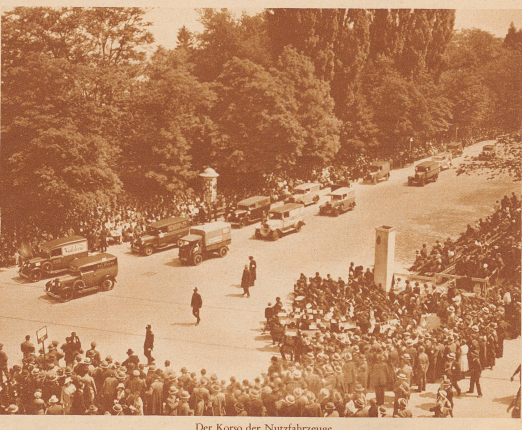


EINST: «Verkehrswischenfall in alten Zeiten», könnte man da sagen. Sind sie wirklich so alt, die Zeiten, die durch dieses Bild heraufbeschworen wurden? 1897! Es ist nicht so lange her. Wir hatten es aber doch ein wenig vergessen. Das Wiedersehen mit den alten Wagen vor löstlich. An die 25 Stück zogen an den erfreuten Zuschauern vorbei, beklatscht, begrüßt, bejubelt, wie alte, liebe Bekannte.



HEUTE: Wagen aus der Schönheitskonkurrenz. Schöne Wagen, schöne Fahrerinnen, gutaussehende Herren am Volant. Ein großer Zug bewegte sich läng der Zuschauermauern zu beiden Seiten der Straße.

MORGEN: Das Raketenauto vom Jahre 2000! Oh, es hatte Pech, es spie Feuer, bis es selbst in Brand geriet. Man riß ihm die Verkleidung vom Leibe, und die Feuerwehrlinien mit zwei zeitigen Löschwagen. Der Rest ist nicht mehr zu gebrauchen.



Der Koro der Nutzfahrzeuge